

Der Geher (Fortsetzung)

Die Stunde morgens nach dem Aufstehen ist mir die unliebsamste. Ich habe nicht aufzustehen. Habe mich nicht zu waschen, nicht anzuziehen, nicht das Haus zu verlassen, nicht zu gehen. Ich gehe nicht mehr die Straße hinunter, links die Apotheke, vor mir das musikalische Haus mit der warmen Dachgeschosswohnung. Ich schaue auch nicht mehr hinauf. Und wenn ich es dennoch tue, dann hat sich alles verändert. Als ob die Zerstörung des Selbstbilds eine Verfremdung der Wahrnehmung nach sich zieht. Ich bin schließlich ein Geher, war ich immer, und habe keinen Grund mehr zu gehen. Was soll ich tun? Man kann nirgendwohin mehr gehen! Ich bleibe also liegen. Stillstand lässt sich noch am ehesten im Liegen aushalten. Die Vermutung über die Wahrnehmung, dass sie, die Wahrnehmung also, vom Selbstbild abhängt, so will es mir im Liegen vorkommen, ist nicht so falsch. Lag es am Ende also an mir?

Zehn Jahre, das ist gar nicht mal so eine kurze Zeit. Das entspricht in etwa der Spanne, die ein Schüler vom Zeitpunkt seiner Einschulung an gerechnet, bis zur Oberstufe benötigt. Eine Zeitspanne, die in etwa $\frac{1}{8}$ der durchschnittlichen Lebenserwartung entspricht. Würde man nur einen Tag lang leben, wie etwa die Eintagsfliege, so beliefe sich die Zeit auf exakt drei Stunden. Ja, gar nicht mal so kurz. Was kann man nicht alles in drei Stunden erledigen?

Bei solchen Gedanken, die die verflossene Lebenszeit zum Ausgangspunkt der Betrachtungen machen, man sie zum Zwecke eines Abgleiches vor den Hintergrund von bereitstehenden Möglichkeiten eines fiktiven, also des Leben eines anderen, oder aber von bereitgestandenen aber nicht wahrgenommenen Möglichkeiten des eigenen Lebens stellt, muss ich unweigerlich an den Filmklassiker Die Verurteilten denken. In einer Szene sagt Red, gespielt von Morgan Freeman, nachdem sein Bewährungsantrag

abermals abgelehnt worden ist: „30 Jahre. Oh Gott, das sagt sich so leicht.“ Er schaut dabei aus jener seltsamen Mischung aus Melancholie, Unrast und Unglaube auf die Gefängnismauern, innerhalb derer er nahezu sein ganzes Leben verbracht hat, die letztlich nur eines dem Zuschauer vermitteln: Zeit verfließt, und wenn Wunsch und Vorstellungen nicht gelebt werden können, befindet sich jeder in einem Gefängnis, ob nun mit oder ohne Mauern. „Und wo sind meine zehn Jahre geblieben?“, um Red's Freund Andy, gespielt von Tim Robbinson, auch zu Wort kommen zu lassen.

Von meiner inneren Einstellung her gehörte ich schon lange nicht mehr zu den Zugpferden, und es herrschten nun mal Mechanismen innerhalb der Firma, welche sich mit nahezu chronometrischer Genauigkeit aktivierten und dann unweigerlich zu greifen begannen, sobald man sich der vorherrschenden Philosophie eines lebenslangen Lernens und unermüdlichen Einsatzes für die gesteckten Unternehmensziele nicht mehr im selben Maße verpflichtet fühlte, wie es das Leitbild und die gelebte Firmenkultur vorgaben, die die meisten auch annahmen, ohne sie zu hinterfragen, in seltenen Ausnahmefällen auch nur vorgaben es zu tun. Die Philosophie des christlich geprägten Abendlandes insinuiert schließlich, dass jeder Mensch einmalig sei. Der Neoliberalismus aber, der bestimmende Zeitgeist der letzten Dekaden, dass jeder Mensch austauschbar ist. Soweit sogar, dass ein Minister in fremde Länder reist, um dort modernen Menschenhandel zu treiben, um die Rentnergesellschaft Deutschland abzuwickeln. Ja, die Selbstlügen stinken zum Himmel. Allerorts. Selbst noch während des Gehens. Gesellschaftliche Trends? Mittlerweile nicht viel mehr als massenpsychologisch zu interpretierende Hysterien. Alles verstärkt durch das Netz, dessen Sogosphäre mitsamt seiner Chimären sich niemand mehr zu entziehen vermag. Seine Wirkung nicht ganz unähnlich zu den Mechanismen, die im Zuge des Kinderspiels Stille Post greifen, nur

alles komplexer, vernetzter und somit undurchschaubarer, aber deshalb auch gefährlicher.

Und so musste es beinahe folgerichtig sein, für so jemanden wie mich, anders kann ich mir es jedenfalls nicht erklären, dass auch meine Person abgewickelt wurde. Und zwar nicht aufgrund meines Alters, sondern wegen meiner Einstellungen, meiner inneren Haltung gegenüber dem Leben, meiner Denke, ja meiner Person an sich, mitsamt ihrer nur als verquer anzusehenden Überlegungen über Digitalisierung, die mich in den Augen der anderen als Nestbeschmutzer auswiesen, vielleicht darüber hinaus schon nicht mehr als ganz zurechnungsfähige Geschäftsperson. Ich fiel ganz einfach durch. Fiel durch das grobmaschige Muster aller Geschäfts- und Wirtschaftserzählungen. Und außer dem Geschäft, fand der Neoliberalismus nun mal keinerlei Attribute für die Person. Ja ich fiel also durchs komplette Leben durch, aufgrund seiner Gesetzmäßigkeiten, die nun mal so waren, wie sie waren.

Als die Mechanismen dann vollumfänglich zu greifen begannen, um mich als Person, gleichermaßen Geschäftsperson abzuwickeln, fügte ich mich diesem Prozess recht zügig. Ich konnte es gut verstehen. Denn welche Führungsperson mag es schon, wenn man vorgibt, sie nicht nur als Geschäftsperson zu achten, aber es dennoch nicht tut, und es zum Ende hin offen zu Tage tritt, wie sehr man es nicht tut. Ja mehr, man das ganze Geschäftsmodell, auf dem seine Legitimation als Ankläger doch immerhin fußte, als technokratische Fehlentwicklung innerhalb der Gesellschaft einstufte. Und ein weiterer nicht ganz unwichtiger Punkt bei der Sache war, dass eine Abfindung im Raum stand, dank derer ich mir keine Gedanken machen musste, zumindest eine Zeitlang nicht, und diese Aussicht war mir weit weniger unangenehm, als manchem der stillen Ankläger auf der Bank der Entscheidungsträger bewusst gewesen sein dürfte. Zeit ist nun mal wertvoll, aber vor allem ein notwendiges Gut, und zwar bedingungslos notwendig um geistige und ästhetische Hygiene zu betreiben, so dachte ich es mir

jedenfalls. „Diese Mauern sind schon seltsam. Zunächst hasst du sie. Mit der Zeit gewöhnst du dich an sie. Und später dann, kannst du ohne sie nicht mehr leben. Das nenne ich dann Abhängigkeit“, sagt Red im Film seinen Freunden. Wenn man Arbeit hat, braucht man nichts tun, außer eben arbeiten, so lautete die Übersetzung, die ich mir zurechtgeschustert hatte, und an deren Richtigkeit ich nach wie vor glaube, selbst noch in der Phase meines Liegens.

Und weil ich gerade liege, seit längerem nicht mehr aufrecht gehe, erinnere ich mich auch noch so gut an den Abschiedstrunk anlässlich meines letzten Arbeitstages. Wie jeder Abschiedstrunk fand auch meiner in den Räumen der Cafeteria des Bürokomplexes statt. Nur, dass im Gegensatz zu den vielen Abschiedsfeiern, und das waren beileibe nicht wenig, die ich im Laufe meiner langjährigen Zugehörigkeit zur Firma miterleben durfte, bei meiner nicht jene Stimmung aufkommen wollte, wie es bei anderen doch regelmäßig geschah. Aber das war von vorneherein als wahrscheinlich anzunehmen, vielleicht sogar mehr, es lag schließlich klar auf der Hand, diese Gewissheit, denn die Umstände meines Ausscheidens waren allen bekannt. Ein Entscheider, von Hause aus Jurist, der meinen Aufhebungsvertrag maßgeblich vorangetrieben hatte, fand dann doch noch ein paar Worte, verstreute sie etwas teilnahmslos in die Runde, es war ihm einfach anzusehen, dass er lieber in seinem Büro sitzen würde um in Aktenordnern zu kramen, als hier nun mit einem Glas Sekt in der Hand neben mir zu stehen. Was ich ihm allerdings nicht weiter übel nahm, konnte ich es doch gut nachempfinden. Stehen, zumal unter diesen Umständen, gehört nicht zu den wirklichen Freuden eines Gehers.

Mein Vorgesetzter, von dem ich dachte, dass uns ein kollegiales Verhältnis verband, war erst gar nicht erschienen. Vielleicht hatte er ein schlechtes Gewissen, da er die ganze Sache doch mit angestoßen hatte, ich kann es nicht sagen. Und daher übernahm eine Kollegin aus dem Sekretariat, die ich immerhin sehr gut leiden konnte, war mir ihr fröhliches Naturell und ihrer sportliche Figur doch immer eine willkommene Abwechslung vom Arbeitsalltag gewesen, anstelle seiner

die dankenswerte Aufgabe, mir das geschmacklos gebundene Sträußchen vom Bahnhofsfloristen, was ausnahmslos jeder zu seinem Abschied bekam, zu übereichen. Eine goldene Uhr war um das Sträußchen zwar nicht gebunden, aber dafür fand ich die obligatorische Karte zwischen zwei Bündel Grashalme gesteckt. Ja, auch mein Vorgesetzter, der nun durch Abwesenheit glänzte, hatte schwungvoll unterschrieben. Immerhin. Ich zögerte also nicht lange, folgte einem spontanen Impuls, da mich die Quasselakte unentwegt mit ihren Blicken festzunageln versuchte, die im Übrigen nicht weiter schwer zu interpretieren waren, schien sie doch nur darauf zu warten, dass etwas geschah, irgendein Statement von meiner Seite aus, mit nachtretender Wirkung vielleicht, etwas „Kommunikatives“ also, etwas „Stimulierendes“ ganz nach ihrem Geschmack, waren doch, wie schon gesagt, die Hintergründe meines Abgangs nicht die üblichen, wollte also ihr den Strauß schon überreichen, ging schon auf sie zu, entschied mich dann aber doch im letzten Augenblick für die gleich neben ihr platzierte Kollegin, drückte der also den Strauß mitsamt der Karte in die Hand, und sagte dann, dass man Frauen ja bekanntlich unterstellt, mit einem Strauß Blumen etwas anfangen zu können, was allerdings mit Blick auf unser Umfeld zu hinterfragen sei. Das sollte es dann aber auch gewesen sein. Mein einziges Statement, mein einziger Kommentar anlässlich meines Abschiedes. Ich glaubte, ja war mir fast sicher, nun würde sich schnell alles verlaufen, die Versammlung sich recht zügig wieder auflösen, und das wäre auch sicherlich so geschehen und mir nicht mal unrecht gewesen, doch die Quasselakte wurde wohl vom Glauben beseelt, noch ein paar Worte an mich richten zu müssen. Anhand meines Eintrittsdatums rechnete sie mir vor, wie viele Minuten und Stunden wir uns jetzt schon kennen würden. Wie viele Tage ich mit ihr zusammen in die Firma gegangen sei. Ja, Variationen von Melancholie in Form einer Quasselakte. Danach drehte sich der Wind.

Denn ich erinnere mich, wie im Anschluss der Darbietung ihrer Rechenkünste ein Kollege gleichwohl Humor und Geist zum Besten

gab, indem er die Quasselakte darauf hinwies, dass sie die Schaltmonate falsch berechnet hätte. Erinnerung mich an das allseitig einsetzende, gelöste Lachen, was daraufhin durch die Räumlichkeiten der Cafeteria schallte. Er, der Humorvolle, konnte sich dessen sicher sein, hatte es im Vorfeld mit Gewissheit bis zur Nach- und Nachkommastelle schon mit einkalkuliert.

Erinnere mich, wie ein anderer Kollege die Situation noch zu toppen wusste, indem er mutmaßte, die Quasselakte hätte wohl die Berechnung mit der hausinternen Bewertungssoftware durchgeführt, und dies sei für Rückstellungsbewertungen näherungsweise ja auch vollkommen o.k., aber eben nicht exakt.

Erinnere mich an den Juristen neben mir, den Entscheider, wie er einwarf, dass der Kollege die Software dann bitte nochmal überprüfen solle, denn seines Wissens nach würden darüber ja auch die internen Bonusbudgetierungen laufen. Ob die Näherung hierfür denn auch genügend brauchbar sei, wollte er wissen.

Erinnere mich an Herrn G., der für die Pflege der Software verantwortlich war. An seine Einwände, dass nichts zu überprüfen sei. Dass es ein Feld gäbe. Standardmäßig laufe das Programm im Näherungsmodus. Markiert man jedoch das Feld, würde ganz exakt gerechnet. Dies sei auch im Handbuch des Programmes so dokumentiert.

Erinnere mich, wie einige Kollegen nach dieser Ansage flugs ihre Köpfe zusammensteckten, sich mit ernster Mine und einem Glas Sekt in der Hand gegenseitig austauschten, ob jemand von dem Feld und seiner Funktion schon mal gehört hätte.

Erinnere mich an die Quasselakte, die von dem Feld anscheinend auch nichts wusste. Wie sie Herrn G. daraufhin ansprach. Sie vertrat den Standpunkt, dass das von ihr soeben Gehörte eine neue und wichtige Information sei. Von besonderem Interesse also. Und dass Herr G., zum Zwecke einer genaueren Erörterung dieser

interessanten Thematik, diesem Felde, doch bitte recht zeitnah die Kollegen zu einem internen Erfahrungsaustausch einladen solle.

Erinnere mich, dass Herr G. dazu bereit war. Dass er es machen wolle, sobald der Fehler im E-Mail Verteiler behoben sei. Erinnere mich, wie jemand aus der Runde sagte, er könne den Fehler umgehen, indem er innerhalb der Menüleiste In Box irgendwelche Häkchen setzte. Welche, daran kann ich mich schon nicht mehr erinnern. Nur noch daran, dass Viele kurze Zeit später schon die Cafeteria verließen.

Ich verließ meine Abschiedsfeier dann allerdings auch recht zügig. Auf meinem Weg durch die Büroräume nach draußen, meinem letzten Gang durch die Flure und Gänge, betrachte ich noch einmal das Bild, was mich 10 Jahre lang geprägt und bei meinem Gehen verfolgt hatte. Verfolge also durch die Glasscheiben noch ein letztes Mal, wie die meisten wieder vor ihren Rechnern sitzen. Wahrscheinlich auf der Suche nach dem ominösen Feld, denn aus so etwas bestand nun mal ihre Arbeit, meine aber nun nicht mehr, nun hieß es für mich zu gehen, uneinholbar, und zwar für immer. Denn ich hatte es durchlebt. Hatte es erlebt in einem Umfeld, was vorgibt nicht mittelmäßig zu sein, aber es dennoch ist. Hatte es zu genüge durchlebt, jenen schleichenden Tod, der sich mit der Zeit unweigerlich bemerkbar macht, wenn man sich dazu genötigt sieht den ganzen Tag vor dem Monitor zu verbringen. Auf ihn bedingungslos zu starren, um sich - wie in meinem Falle - mit Diagrammen und Zahlen zu beschäftigen. Am Anfang merkt man es kaum, nur schleichend stellt sich ein Bewusstsein dafür ein, doch es ist nicht wegzudiskutieren, man muss auch nicht differenzieren, die Sinne stumpfen ab. Mit jedem Tag, jeder Woche, jedem Monat, jedem Jahr ein wenig mehr. Stückchen für Stückchen. Bildliche Vorstellungen, Imaginationen verschwinden allmählich. Ja die Denkfähigkeit an sich scheint zu verkümmern, mit jedem Klick und sich aufbauendem Bild. Man nimmt noch wahr, ganz am Rande, vielleicht sollte man es eine Form von phlegmatischer

Wahrnehmung nennen, wie man ebenso zu einem ausführenden Algorithmus wird, vielleicht sogar schon geworden ist. If this then do this.

Aber ich verstand auch sehr gut, so viel Ehrlichkeit gehört dazu, wie leicht es war, sich hinter dieser Welt bestehend nur aus Kolonnen von nackten Zahlen zu verstecken. Alles außerhalb konnte ausgeblendet, konnte weggedrückt werden. Trat es dennoch auf, das Andere, so verhalfen die Algorithmen schnell wieder zu vergessen. If this then do this. Dahingehend werden die Menschen heute erzogen. Dafür macht sich die gesamte Elite stark, selbst noch die Pädagogen. Dafür geht die Jugend auf die Straße. Skandiert in Chorälen: „Mehr Internet, mehr Digitalisierung, mehr Bildung, mehr Freiheit!“ In Wahrheit dienen ihre Choräle aber nur dem einen: Dem If this then do this else this Menschen. Ja, wohl nur selten gab es eine gruseligere Gesellschaft, denk ich mir manchmal beim Gehen. If this then do this: Selbst Wissenschaft wird heutzutage damit gleichgesetzt.

Ein letztes Mal durch die Eingangstür, ein letzter Blick zurück zu meinem Fenster im 5. Stock. Say goodbye. Aus dem Augenwinkel sehe ich noch, wie die Quasselakte beschwipst und etwas umständlich in ein Taxi steigt. Beschwipst aufgrund des Sektes, umständlich, da sie ihr I-Phone unbedingt in der Hand halten muss, wie immer, alles gesponsert von der Firma, das I-Phone wie das Taxi wie der Schwips.

Och, war das schön, so schön. Alle waren sie da. Alle, alle, alle. So stimulierend, so kommunikativ.

Ja, ich glaube sie war an meiner Abwicklung nicht ganz unbeteiligt. Quasselakten sind das nie. Aber attraktiv war sie, das musste man ihr lassen. Es schien mir, als läge ihr Erfolg genau in diesem Umstand begründet. Bei attraktiven Quasselakten ist das immer so. Allerdings, wenn ich es ganz genau nehme, gar nicht mal

so unsympathisch. Ja, es lag wohl doch an mir. Denn das eigene Selbstbild zu zerstören, wer macht das schon?

Ich stand noch, sah noch dabei zu, wie das Taxi um die Ecke bog, dann machte ich mich auf, ging zielstrebig in die Nacht.

Ich gehe die Ringstraße entlang, links das statistische Amt, rechts die beleuchtete Fassade der Kongresshalle. Fenster neben Fenster. Ich schaue kurz hindurch. Gehe dann weiter, lasse die Menschenansammlung am Bahnhof hinter mir, die Ringstraße weiterhin vor mir. Richtung Westend. Ich überlege, während ich bestimmt einen Schritt vor den anderen setze, dass es vielleicht noch nicht zu spät ist. Vielleicht hat das Cafe noch auf. Vielleicht darf ich noch ein wenig zuhören. Lauschen, meinem Vogel, meinem wunder, wunderschönem Vogel. Dort erst wollte ich stehen bleiben, und alles hinter mir lassen, wie es die Philosophie des Christentums verspricht. Aber Pustekuchen. Denn tagsüber schlüpft man in eine Rolle, erst nachts im Traum erkennt man sich. Sobald man wieder aufwacht, versucht man die Stimmung des Traumes möglichst lang in den Tag hinüberzuretten. Doch sehr bald schon wird man wieder eingeholt. Man bemüht sich zwar, Kraft dafür aufzubringen, für diesen Gewaltmarsch, aber es reicht nicht, die Stimmungen des zurückliegenden Traumes sind nicht mehr abrufbar. Ein Programmierfehler. Game over.